



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Beamtenfrage in der Provinz Posen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Beamtenfrage in der Provinz Posen

Im Anschluß an den sehr beachtenswerten Artikel „Unsre polnische Frage“ in Nr. 31 der Grenzboten möchte ich mir folgende Bemerkungen erlauben. Seit Monaten tauchen in der Tagespresse Mitteilungen über Vorschläge der zuständigen preussischen Ministerien auf, den Gehalt der in der Provinz thätigen Beamten zu erhöhen, aber überall begegnet man in Beamtenkreisen einem ungläubigen Lächeln über die Ausführbarkeit dieser Gehaltsaufbesserungspläne. Von manchen Seiten hört man sogar über die Nutzlosigkeit einer etwaigen Aufbesserung spotten, denn „was uns der Staat giebt, wird uns sofort von den Hauswirten durch Mietsteigerung, von den städtischen Schul- und Kirchenbehörden usw. durch Erhöhung der Beiträge und Abgaben genommen werden.“

Die Grenzboten haben seit lange wiederholt ganz vorzügliche und von hoher Sachkenntnis zeugende Artikel über „die Polenfrage“ gebracht, aus denen ich einige Stellen zum Verständnis meiner Vorschläge anführen möchte: „Eine größere Zuwanderung in ein erobertes Gebiet findet nur dann statt, wenn die wirtschaftlichen Bedingungen dafür sprechen, sonst wird die Zuwanderung im wesentlichen auf Beamte und Soldaten beschränkt bleiben.“

Unsre Vorfahren sind nicht aus idealen Gründen zur Besiedlung und Germanisierung von Pommern, Brandenburg, Schlessien, Osterreich usw. ausgezogen, sondern weil die wirtschaftlichen Bedingungen in den fremden Landesteilen günstiger waren als in der alten Heimat. Das muß man im Auge behalten, wenn man den heutigen germanischen Zuzug nach der Provinz Posen leiten und fördern will. Kein Ansiedler, kein Fremder kommt hierher, weil er hier, einer idealen Regung seines Herzens folgend, das Deutschtum fördern will, sondern es sind lediglich materielle Gründe, Aufbau einer selbständigen Existenz, billigere Landpreise, zeitigere Anstellung, schnelleres und besseres Vorwärtskommen usw., was maßgebend ist.

Noch vor wenig Jahren konnte man auf Grund der in den Tageszeitungen veröffentlichten Beamtenversetzungen genau verfolgen, wie z. B. Juristen ihre erste Anstellung als Richter in der Provinz Posen annahmen,

damit sie heiraten konnten, und wie sie sich nach drei, spätestens fünf Jahren, wenn die Gelegenheit es ermöglichte, in ihre oft recht weit entfernte Heimatprovinz versetzen ließen. Ein früherer Oberpräsident der Provinz Posen sagte mir vor Jahren einmal, es wäre gar zu schlimm, daß kein Beamter in der Provinz Posen bleiben wolle. Ich erlaubte mir die Bemerkung, daß sich dem ja abhelfen ließe, und entwickelte auf ferneres Befragen die nachstehenden Gedanken:

Man nehme in die Provinz Posen nur die anerkannt und erprobt tüchtigsten Beamten (geschähe jetzt schon, wurde bemerkt; doch würden da ja leider immer noch „Versetzen“ gemacht); man verspreche den Beamten schwarz auf weiß, wenn sie zehn Jahre fleißig und zur Zufriedenheit hier gewirkt haben, sie in gleicher Eigenschaft in ihrer Heimatprovinz unterzubringen und ihnen bei der Pensionierung drei Jahre, nach fünfzehnjähriger Arbeit in der Provinz Posen fünf Jahre doppelt anzurechnen, wie etwa den Marineoffizieren, die einige Jahre auf der ostasiatischen Station zu leben gezwungen waren, so würden wir hier in der Provinz Posen einen stabilen tüchtigen und berufsfreudigen, keinen fluktuierenden oder, was noch schlimmer ist, stagnierenden Beamtenstand haben. Ein Beamter, gleichviel welcher Art, ob von der Steuer, der Post, der Justiz, der Schule oder auch ein Offizier, der sich auf „zehn Jahre Posen“ verpflichtet, muß dieses Vertrauen zu seiner Person als eine Auszeichnung ansehen; er wird sich, falls er noch unverheiratet ist, eine Frau aus seiner Heimat mitbringen und sich wohl oder übel so behaglich wie möglich für die zehn Jahre einrichten. Sobald er mit den Verhältnissen bekannt geworden ist, wird doch bei manchem der Gedanke aufsteigen — schon im Interesse seiner Frau —, seine Sippe, im guten, alten Sinne des Wortes, näher zu haben; da kann ein Bruder oder ein Schwager vorhanden sein, der sich als Kaufmann etablieren, als Gutbesitzer oder Pächter niederlassen will; man kennt nun die Verhältnisse, kann ihm raten, Fingerzeige geben, ihm beim Ankauf behilflich sein, kurz, wenn das Ende der „zehn Jahre Posen“ naht, dürften doch wohl über die Hälfte der als tüchtig erkannten Beamten hier bleiben; wer trennt sich denn gern von einem Freundeskreise, von seinem wegen herzuzogener Verwandten, von der Scholle, wo die Kinder geboren und gediehen sind, wo man nützlich für den Staat gewirkt und von seinen Vorgesetzten Anerkennung gefunden hat? Zu Hause sind Verwandte und Freunde verzogen oder gestorben — kurz manche Beamtenfamilie bleibt ganz in der Provinz oder noch auf fünf oder zehn Jahre, was für das Deutschtum, für das amtliche Wirken von dem größten Nutzen ist. Mit dieser Familie aber bleiben dann die herbeigerufenen und seßhaft gemachten Verwandten, kurz das Deutschtum wächst nicht bloß, es stärkt sich gegenseitig und breitet sich aus, und die Aussicht, daß sich ein Beamter nach der aufreibenden Thätigkeit in der Provinz Posen schon zeitiger zur Ruhe setzen, etwa mit 60 statt 65 Jahren seine Pensionierung beantragen und von der so höchst mühseligen Arbeit an seinem Lebensabende ausruhen kann, wird doch viele tüchtige nicht bloß herbeiziehn, sondern auch dauernd an die Provinz fesseln. Wer sich nicht bewährt oder vor Ablauf der zehn Jahre zurück will, den versetze man schleunigst zurück ohne Umzugskosten und

ohne die doppelte Anrechnung von drei Jahren, denn ein unzufriedener und dadurch lässig werdender Beamter schadet hier durch ferneres Bleiben mehr, als er nützt, und Ersatz wird sich leicht finden, da der Ehrgeiz, in der Provinz Posen verwandt zu werden, was soviel als „tüchtig“ bedeutet, zumal mit den günstigen Pensionsbedingungen, viele vorzügliche und pflichttreue Kräfte, und auf diese kommt es an, anlocken wird.

„Die Lösung unsrer polnischen Frage von heute ist die Niederwerfung der polnischen Bewegung auf preussischem Boden, und das ist zunächst eine politische, nicht eine wirtschaftliche Aufgabe,“ sagt der Verfasser am Schlusse des Grenzbotenartikels vom 31. Juli. Zur Lösung dieser Aufgabe aber ist es nötig, ein tüchtiges Beamtentum mit seinen jahrelangen Erfahrungen, seiner nicht leicht zu erwerbenden Personenkenntnis durch verbrieftete Vergünstigungen und Vorteile hier festzuhalten, denn der Pole weiß ganz genau, daß der fortwährende Beamtenwechsel für seine verschlagenen Machinationen vom größten Vorteil ist; darum seine Minierarbeit, sein Bestreben, durch Nadelstiche einem pflichttreuen, eifrigen, weder dem Spiel noch dem Trunke oder den Tafelfreuden zugänglichen Beamten das Leben hier so sauer wie nur möglich zu machen; darum das Kunststück, Verleumdungen, Verdächtigungen, direkte Angriffe im Abgeordnetenhaufe spielen zu lassen, bis der unbequeme Beamte selber um seine Versetzung nachsucht, die ja schließlich, namentlich wenn am Orte keine höhern Schulen sind, in eine Gymnasialstadt als Belohnung gewährt wird. Ehe sich nun der Nachfolger einarbeitet, die so nötige Personenkenntnis erwirbt, hat das Polentum einen großen Vorsprung gewonnen, mancherlei ist unter der Hand möglich gemacht worden, was bei der Kenntnis der Verhältnisse unter dem frühern Beamten gar nicht denkbar gewesen wäre.

Dies führt mich zu dem Kapitel von den fortwährenden Versetzungen; in kleinern Orten, namentlich in denen ohne Gymnasium, fluktuiert thatsächlich das Beamtentum unaufhörlich. Man schaffe hier endlich stabilere Verhältnisse. Es könnte dies dadurch geschehn, daß man eine Anzahl von kleinen Gymnasien aufhobe, oder besser, die drei untern Klassen — Sexta, Quinta, Quarta — gewissermaßen als „Untergymnasium“ bestehn ließe und außerdem noch derartige „Untergymnasien“ überall in den kleinen Örtchen einrichtete, wo es für die dort in einer gewissen Anzahl stationierten deutschen Beamtenfamilien notwendig erscheint. Zeigen sich die Kinder solcher Beamtenfamilien für die Tertia reif, so nehme man den Eltern die Sorge und lasse ihre Kinder, ähnlich wie in Schulpforta, wo das Gymnasium erst mit Tertia beginnt, gegen eine mäßige Zahlung (150 Mark bis 300 Mark jährlich, unter gewissen Umständen ganz frei) in Konvikte eintreten, die man hauptsächlich für Beamtenkinder an drei oder vier Voll- oder „Obergymnasien“ der Provinz einrichte. Dort mögen sie freie Verpflegung, freies Schulgeld, freie Bücher und Obdach erhalten, nur für Wäsche und Kleidung hätten die Eltern zu sorgen; Mädchen könnten vom zehnten oder zwölften Lebensjahre an in ähnlicher Weise in Posen und Bromberg untergebracht werden, ohne daß sie die Verpflichtung übernehmen müßten, sich als Lehrerinnen ausbilden zu lassen. Es würde diese staatliche Fürsorge

für die Fortbildung von Beamtenkindern in unsrer Provinz der für Offiziersföhne in den Kadettenhäusern entsprechen. Was dem einen Stande recht ist, ist andern Ständen billig. Von Schulpforta heißt es, daß die dort gebildeten und erzognen spätern Beamten zu den tüchtigsten des preußischen Staates gehören. Wohl, man schaffe sich für die Provinz Posen eine ähnliche Möglichkeit, tüchtige Beamten, die aus guten Beamtenfamilien stammen, heranzuziehn. Dies würde das „zahlreiche, tüchtige, sozial und sittlich musterhafte und der Regierung und der deutschen Sache zuverlässig ergebne Beamtenpersonal“ liefern, das, wie der Herr Verfasser in Nr. 31 treffend sagt, „gefunden und geschaffen werden muß“; „das wird viel Geld kosten, aber es muß sein!“ Die über die Provinz Posen so zahlreich wie nirgends ausgestreuten Gymnasien haben bis jetzt nur dem Polentum Nutzen gebracht; für das in den kleinen Gymnasialstädtchen vorhandne „Deutschtum,“ bestehend aus fünf bis zehn Beamtenfamilien — dem Landrat, drei bis vier Richtern, Sekretären, Post-, Steuerbeamten usw., von denen ein Teil, wie leider die meisten Gymnasiallehrer der Provinz, unverheiratet ist —, genügt zunächst ein „Untergymnasium“ vollständig, und für die durch Aufhebung der Klassen von Tertia bis Prima gemachten Ersparnisse richte man in geeigneten, hauptsächlich deutschen Städten Konvikte ein.

Der Herr Verfasser sagt ferner sehr richtig: „Se zuverlässiger die Herren — Beamten, Lehrer usw. — sind, um so schwieriger und unangenehmer ist ihre Lage. Gute Gehalte, gute Wohnungen, Ausstattung der ganzen äußern Lage mit reichlichen Vorzügen aller Art sind natürlich nötig. Je dichter sie im Polnischen sitzen werden, um so erträglicher werden sie leben, um so zuverlässiger werden sie bleiben trotz der Versuchungen, die stündlich von polnischer Seite an sie herantreten. Man Sorge für ihre Geselligkeit untereinander“ usw. Ein höherer, aus Westfalen nach Posen gekommener Beamter kennzeichnete mir gegenüber vor etwa zwanzig Jahren, als ich erst kurze Zeit in der Provinz war, sehr treffend die Verhältnisse mit den Worten: „Im Posenschen herrscht Gesellschaftlichkeit, aber keine deutsche Geselligkeit.“ Ich habe in den zwei Jahrzehnten oft an diesen Ausspruch denken müssen, wenn ich an den verschiedenen Orten, wo ich mit meiner Familie von „Amts wegen“ lebte, die sogenannten „Abfütterungen“ mitmachte, und ich habe gefunden, daß er heute noch ebenso richtig ist wie damals. fand man sich zu einer oder einer andern Familie nach mehrfachem Zusammentreffen sympathisch hingezogen, und begann allmählich ein gemütlicher, ungezwungen geselliger Verkehr — ohne Kartendreschen bis nach Mitternacht! —, so wurde er plötzlich durch die Versetzung eines Mitgliedes beendet. Etwa aller fünf Jahre wechselte in den kleinern Orten fast das ganze Beamtentum; einen passenden Umgang für die Kinder zu finden, Jugendfreundschaften zu schließen, war unmöglich, die neuen Ankömmlinge hatten entweder noch keine oder viel zu kleine Kinder. Von den polnischen Kindern mußte man die feinen fernhalten, da sie teils meist aus den untergeordnetsten Verhältnissen stammten, teils auch viel zu alt aufs Gymnasium kamen; zwölf- bis vierzehnjährige in Sexta, achtzehn- bis neunzehnjährige in Tertia waren die Regel, ein günstiger Einfluß von so alten, mit allen

Hunden gehekten, schon rauchenden, faulenden Schlingeln auf ihre jüngern deutschen Mitschüler war natürlich ausgeschlossen. In den Gymnasien rein deutscher Provinzen sind natürlich derartige Verhältnisse gar nicht denkbar, weil durchschnittlich die Schüler einer Klasse gleichaltrig sind.

Man kann es z. B. einem Amtsrichter nicht verdenken, wenn er alle Hebel in Bewegung setzt, rechtzeitig aus der Provinz herauszukommen; denn hat er hier vier Stunden in deutscher Amtssprache mit den Parteien verhandelt, so beginnt hinterher nochmals in polnischer Sprache vier Stunden dasselbe. In einer deutschen Provinz hat er mithin nur die halbe Zeit nötig, bekommt denselben Gehalt und lebt in angenehmen geselligen Verhältnissen, namentlich auch was die Wohnung anbetrifft. In ähnlicher Lage sind mehr oder weniger die übrigen Beamten in unsrer Provinz, am schlimmsten die „bestgehaftesten“ Beamten, die Kreis Schulinspektoren. Die Wohnungsverhältnisse spotten meist jeder Beschreibung; auch im kleinsten Neste findet man bei den wenigen Beamtenwohnungen fast immer einen drei-, auch vierfenstrigen „Salon,“ einen Riesensaal zum Tanzen für die einzige, alljährliche „Abfütterung“ berechnet, dagegen fehlt überall eine Speisekammer, meist auch ein Raum für das Mädchen. Am schlimmsten sind die Beamten daran, die ein Bureau haben müssen; sie sind der Gnade des polnischen oder jüdischen Wirts vollständig preisgegeben und zahlen meist das doppelte bis dreifache von dem an Miete, oft sogar noch mehr, was sie an sogenanntem Wohnungsgeldzuschuß vom Staat erhalten, denn erstens sind andre passende Wohnungen gar nicht vorhanden, sodann will niemand mit dem ganzen Altensapparat umziehen, weil jeder hofft, bald durch Versetzung aus den gräßlichen Zuständen erlöst zu werden. Hier müßte vor allem Wandel geschafft werden, zur deutschen Behaglichkeit gehört nun einmal eine gemütliche Wohnung mit etwas Garten. In ganz kleinen Nestern baut man auch schon für die Beamten Häuschen mit Gärten, aber auch in Mittelstädten und größeren Orten müßte man für Beamte, die einen Altensapparat halten und Publikum bei sich einlassen müssen, an staatliche Häuserbauten denken; solche Beamte sind der Kreisbauinspektor, der Gewerbeinspektor mit Akten und Schreibern, der Kreis Schulinspektor, der Katasterkontrollleur, die Steuer- und Distriktsbeamten usw. Sie müssen sich jetzt überall mit sehr teuren, ganz unzulänglichen, fürchterlich unpraktischen Mieträumen behelfen und schweben oft in Angst, von einem Offizier ausgemietet zu werden, der, frisch aus dem Westen hierher versetzt, eine größere Wohnung braucht, über genügende Geldmittel verfügt, den Beamten gegenüber aber noch durch Servis außer dem Wohnungsgeld viel besser gestellt ist. Ich kenne einen Kreisbauinspektor, in dessen Wohnung man nur durch das Bureau oder durch die Küche kommen kann, dabei gehört dieses Quartier noch zu den besten und begehrtesten. Ein Kreis Schulinspektor muß Leute durch das Wohn- und ein Schlafzimmer führen, wenn er in sein mit Akten vollgestopftes Amtszimmer kommen will, oder er müßte sie durch die Küche und zwei Schlafzimmer führen. Eine Speisekammer fehlt ihm, dafür muß er sich gefallen lassen, daß seine Frau ein Fliegenschränkchen in sein Bureau setzt, denn auf der Hausflur ist nicht Raum, es würde auch bald erbrochen und alles daraus gestohlen werden; im Keller können wegen der vielen Ratten

nur Kohlen aufbewahrt werden. Dabei ist das Quartier trotz seines hohen Preises von allen, die kein Bureau zu halten gezwungen sind, wegen seiner schönen Lage sehr begehrt, und manche Familien warten sehnsüchtig auf die Versetzung des Inhabers.

Solche unwürdige Zustände von Unbehaglichkeit könnte ich viele anführen; sie müßten für Beamte mit amtlichen Akten schleunigst durch fiskalische Bauten beseitigt werden, wenn sich die nach Posen versetzten Beamten in den unangenehmen, aufreibenden Verhältnissen der Provinz behaglich fühlen sollten. In der Stadt Posen sind bei den fast unerschwinglichen Mieten für die Beamten, auch für die höhern, ganz traurige Wohnungsverhältnisse; man sorge schleunigst dafür, daß drei bis fünf Jahre bei der Pensionierung doppelt gerechnet werden, dann werden sich tüchtige, zuverlässige höhere Beamte ohne Vermögen gewiß nicht viel besinnen, dort zu bleiben und sich mit Hilfe des neubegründeten Beamtenwohnungsbauvereins ein Haus zu bauen. Es müßte auch jetzt bei der Entfestigung der Westseite Posens ein Gelände zu einer Häuserkolonie für Beamte, die sich ein Heim bauen wollen, frei gelassen, und für eine kleine Summe jedem Beamten ein Bauplatz zugänglich gemacht werden.

Mit der Erhöhung der Beamtengehälter für die Provinz bleibe man uns fern, da nach dem allgemeinen Urteil damit ein Strebertum schlimmster Sorte hergelockt würde, das man dann nicht wieder loswerden kann. Eine trübe Erfahrung hat man doch schon in den achtziger Jahren mit auswärtigen Lehrern gemacht, die mit dreihundert Mark „Germanisationszulage“ angelockt wurden, sich nur selten bewährten und sich vielfach unfähig, anmaßend und unzufrieden zeigten. Welcher Unterschied soll z. B. bei einer Zulage zwischen Beamten gemacht werden, die in dem berüchtigten Kreise Breschen in den unerquicklichsten Verhältnissen treu ihres Amtes walten, und den Beamten, die in dem angenehmen Kreise Fraustadt leben; zwischen denen im Kreise Strelno ohne höhere Schule, mit entsetzlichen Wegen, und denen im Kreise Meseritz, wo es, wie im Kreise Schwerin, kein Polentum giebt, das Schwierigkeiten macht und oft mehr als diplomatische Geschicklichkeit und Energie verlangt; ferner zwischen denen von Adelnau ohne Eisenbahn und denen von Schneidemühl! Diese geplanten Zulagen würden nur Erbitterung und Unzufriedenheit in den einzelnen Kreisen und Beamtenkategorien hervorrufen und die unablässige Sehnsucht, aus den aufreibenden Verhältnissen dieser Provinz herauszukommen, steigern.

Wenn ein tüchtiger, gewissenhafter Beamtenstand für die Provinz Posen geschaffen werden, und stabile, nicht fluktuierende oder stagnierende Zustände hervorgerufen werden sollen, so bringe man 1. ein Gesetz ein, das für die Beamten der Provinz Posen günstigere Pensionsverhältnisse anordnet, denn wir stehn hier vor dem Feinde und werden früher wie anderswo in Gesundheit und schaffensfreudiger Thatkraft aufgerieben. 2. Man hebe die vielen kleinen, nur dem Heranbilden des Polentums dienenden Gymnasien auf und gründe mit dem ersparten Gelde Konvikte zu fast kostenloser Unterbringung und Ausbildung von Beamtenkindern, wenn man tüchtige Beamte in der Provinz und namentlich an Orten ohne Gymnasium jahrelang festhalten will. 3. Man baue den Beamten, namentlich denen mit Akten, sobald wie möglich behagliche

Wohnungen mit etwas Garten und begünstige durch Hergabe von Land und durch Vorschuß zu 1 $\frac{1}{2}$ bis 2 Prozent die Beamten, namentlich der Stadt Posen, die sich sesshaft machen wollen.



Der Siegeszug des Kapitalismus

(Schluß)



Im achtzehnten Jahrhundert beginnen die Hemmungen zu schwinden. Die Kriege werden seltner und weniger blutig, der Seuchen erwehrt man sich, die Volkszahl steigt, und das Freiland, wohin bis dahin bedrängte Existenzen ausweichen konnten, wird knapp; im neunzehnten Jahrhundert geht es auch in Nordamerika zu Ende. Nun bleibt den Entwurzelten nichts mehr übrig, als im Dienste des Kapitals ihr Brot zu suchen. Um 1750 ist in England, durch die Aufrichtung des Julikönigtums in Frankreich, nach der Umwälzung von 1848 in Deutschland der Sieg des Kapitalismus entschieden. Fortan gilt die Losung: Enrichissez-vous! Im Beginn des neunzehnten Jahrhunderts war Deutschland noch ein Bauernland, und auch noch im Jahre 1843 machte die landwirtschaftliche Bevölkerung in Preußen noch über 61 (in Bayern beinahe 66), die stoffverarbeitende Bevölkerung, die gewerbtätige im engeren Sinne, wenig über 23, die handeltreibende kaum 1 Prozent der Bevölkerung aus. Die Organisation des Handwerks bestand noch unverfehrt, die Hausfrau spann, webte und schneiderte noch und goß die Talgkerzen fürs Haus noch selbst, sodaß „der Charakter des deutschen Wirtschaftslebens um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, also am Ende der frühkapitalistischen Epoche [Periode!], nicht so arg verschieden war von dem, den das Wirtschaftsleben um 1350 oder wenigstens um 1450 trug.“ Erst 1850 beginnt die ungeheure Wandlung, „die uns in fünfzig Jahren weiter vom Ausgangspunkte entfernt, als es früher fünfhundert Jahre vermocht hatten.“ Sie hatte sich ja in einzelnen Symptomen angekündigt, die große Wandlung. Zwar die Eisenindustrie war noch sehr schwach. Anfang der vierziger Jahre gab es im Siegener Lande noch keinen Kokshochofen, und der deutsche Hochofen produzierte jährlich 7000 Zentner — der englische 70 000, der heutige deutsche 618 000; und die Zahlen des damaligen Auslandhandels verleiten dazu, die Entwicklungsreise dieser Periode zu überschätzen. Weil damals der Seeweg noch der einzige bequeme und wohlfeile, der Transport zu Lande beschwerlich, kostspielig und stellenweise unmöglich war, machte damals die Ausfuhrmenge einen viel größern Teil der heimischen Produktion aus als heute. Die Textilindustrie, die Herabdrückung vieler Handwerker zu Magazinlieferanten und die Steigerung der städtischen Grundrente, die zur Bodenspekulation verleitet, das waren die Gebiete, auf denen sich die Übermacht des Kapitals zuerst empfindlich bemerkbar machte. Selbstverständlich haben die Eisenbahnen, die in den vierziger Jahren anfangen, für den Verkehr Bedeutung zu erlangen, den Prozeß